

„Wenn Landschaft Musik macht ...“

Eine Litera-Tour durch den Spessart

Die Klassik hatte den Menschen in einer Landschaft der Helle gesucht. Die Romantiker lebten mit der Entdeckung des Märchens, des Mythos, der Sage, der Welt des Mittelalters und der Nachtseite der Natur den Wald als numinosen Ort. Ihnen bot Waldeinsamkeit die Chance der Begegnung mit Gott, der Natur und sich selbst. Der Wald als Erbe und Hort der Vergangenheit entrückte in seiner Seinsdichte der „geschäftig-sausenden Welt“. Er wurde zur festen Burg alter Treue und alten Rechts, zu einer Anti-Welt der Moderne erhoben. So ansprechend ihre Waldlieder und Waldgedichte klingen – sobald individuelle Waldlandschaften ins Spiel kamen, wurden diese von den Romantikern und deren Nachtrab mehr angesungen als geschaut. Versuchen wir trotzdem eine Litera-Tour durch den Spessart.

In Oberhausers „Literarischem Führer durch Deutschland“, einem knapp 900 Seiten starken, engbedruckten Kompendium, wird der Spessart im Anschluß an das Stichwort Aschaffenburg auf einer Spalte recht kurzweilig abgehandelt. Genannt werden Bernhard Wörner aus Hessenthal und Karl Heinrich Caspari aus Eschau, die im 19. Jahrhundert „Volkstümliche Geschichten aus dem Spessart“ erzählt haben. Aus Kurt Tucholskys Reisefeuilleton „Das Wirtshaus im Spessart“ wird zitiert, weiter auf Clemens Brentanos Phantasiestück „Gockel, Hinkel und Gackeleia“, auf Karl Immermanns Roman „Münchhausen“ und, natürlich, auf Wilhelm Hauffs Räubermärchen „Das Wirtshaus im Spessart“ hingewiesen. Nicht zu vergessen Hans Traxlers Enthüllungs-Parodie „Die Wahrheit über Hänsel und Gretel“ von 1963.

Im Geiste früherer Spessart-Patrioten müssen wir eigentlich mit dem Nibelungenlied anheben. In der 16. Aventure wird die Jagd der Burgunderkönige zu Worms jenseits des Rheins geschildert. Hagen von Tronje hat die



Titelblatt von Guido Hartmanns Spessart-Bildern, 4. Auflage, 1924. Foto: I. Rohloff

Weinführen umgeleitet, um den Helden Siegfried an eine einsame Quelle zu locken. Bei der dürstenden Jagdgesellschaft entschuldigt sich Hagen scheinheilig: „Liebe Herren mein, / Ich wänte, das Pirschen sollte heute sein / Dort im Spechtshardt; den Wein sandt' ich dorthin ...“

Der Name des Waldgebirges kommt von Spechtshardt, dem Spechtswald, und ist im Süddeutschen als Bezeichnung für Waldabteilungen bis heute recht häufig. Für den Jagdzug der Burgunder lag der mainumflossene Spessart zu weit entfernt, um für eine vorgetäuschte Verwechslung des Jagdreviers erhalten zu können. Dagegen gibt es vor dem Odenwald, im Ried bei Lorsch, wo Sieg-

fried ja angeblich begraben liegt, ein Waldstück mit dem Namen Spissert. Und „die Quelle vor den Bergen“, an der Siegfried hinterrücks ermordet wird, soll der Lindenbrunnen bei Heppenheim an der Bergstraße sein. Sicher blitzt der Name unseres Waldgebirges dafür in den Dichtungen Wolframs von Eschenbach auf, wenn etwa die Zahl der Banner und Zeltstangen eines Heeres mit der Menge der Bäume im Spessart verglichen wird. Wolfram war Lehensmann der Grafen von Wertheim, und den Vergleich der Unzahl griechischer Speere mit den Bäumen im Spessart gebraucht auch Konrad von Würzburg in seinem Versepos vom Trojanischen Krieg.

Der Nürnberger Hans Sachs, Schuhmachermeister und Poet dazu, der als Wandergeselle selbst durch den Spessart nach Frankfurt am Main gezogen war, erzählt in seinem Schwank „Von dem frommen Adel“ von einer Räuberbande im Waldgebirge, fügte aber hinzu: „Wer jetzund durch den Spessart züg’/ Und Gold auf seinem Haupte trüg’/ Man nähm’ ihm nicht einen Birnenstiel ...“. Das war 1562 und sollte sich bald wieder ändern. Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen läßt seinen Simplicissimus an „einem sehr lustigen Ort im Spessart“ aufwachsen, „allwo die Wölfe einander Gute Nacht geben“. Im Dreißigjährigen Krieg stöbern Reiter den väterlichen Hof auf und massakrieren die Bewohner. Der Bub entkommt und findet zu einem frommen Einsiedler in der „Trösteinsamkeit“ des Waldes.

Goethe hat auf seinen Kutschfahrten einmal einen respektvollen Bogen um den Spessart geschlagen und erwähnt den Wald nur kurz in seinem „Götz von Berlichingen“, wobei er die Lebenserinnerungen des Ritters zitierte. Dafür griff 1806 Friedrich Schlegel, als Lyriker sonst wenig bekannt, in die Saiten. Sein Gedicht „Im Spessart“ glänzt mit einer Strophe reiner Naturpoesie: „Wie mächtig dieser Aste Bug./ Und das Gebüsch wie dicht./ Was golden spielend kaum durchschlug/ Der Sonne funkelnd Licht“ und endet, vor dem Hintergrund der napoleonischen Zwangsherrschaft, mit einem patriotischen Anruf: „Dann denk’ ich, wie vor alter Zeit./ Du dunkle Waldesnacht!/ Der Freiheit Sohn sich

dein gefreut./ Und was er hier gedacht. – Du warst der Alten Haus und Burg:/ Zu diesem grünen Zelt/ Drang keines Feindes Ruf hindurch./ Frei war da noch die Welt.“

Das war natürlich heillos überzogen. In germanischer Zeit, ja bis weit ins Mittelalter, war der Spessart mehr als spärlich besiedelt, und mit der Freiheit, der sozialen wie der politischen, war es im streng reglementierten Jagdbann der geistlichen Kurfürsten von Mainz nicht weit her.

Im Freigericht, westlich des Spessarts, liegt das Hofgut Trages, bekannt als „Herberge der Romantiker“. Der Rechtshistoriker Friedrich Carl von Savigny hatte das Anwesen geerbt. Im Sommer 1800 traf er sich hier mit Clemens Brentano. Das gesellige Leben spielte sich damals in dem alten Gut mit dem Ziehbrunnen im Hof ab. Im Brentanozimmer kann man die phantastischen Traumgestalten und Tierfiguren sehen, die der Poet an die Wände gemalt hat. Trages, das nahe Gelnhausen, die Ronneburg und die Burg über Alzenau lieferten die Lokalfarben für sein Märchen „Gockel, Hinkel und Gackeleia“. Seine Schwester Bettina hat hier mit ihrem späteren Mann Achim von Arnim heitere Tage verlebt. Das ehemalige Badhaus, das Günderoth-Häuschen, erinnert an die unglückliche Lyrikerin Caroline von Günderoth, die dann aus Liebeskummer am Rhein den Freitod gewählt hat. Trages ist noch immer im Besitz derer von Savigny. Im Park schlägt in den Mainächten die Nachtigall wie in Brentanos „verwildertem Roman“, dem „Godwi“, dessen zweiter Teil auf Trages spielt.

Nicht den Spessart, aber einige seiner Gewässer hat Clemens Brentano in seiner Versmusik gefeiert. In dem Märchen vom Rhein und dem Müller Radlauf erscheinen ein paar Flußtöchter des Mains. Die Sinn, deren Talgrund Spessart und Rhön scheidet, stellt sich so vor: „Sinreich bin ich, Sinna heiß ich./ Wandle durch den Erlenwald./ Und vom Erlenkönig weiß ich/ Auch manch Lied, das rührend schallt“. Und die Lohr läßt er fabulieren: „Rauschend durch die Mühlen spring ich./ Spiele gern und heiße Lohr./ Von dem Müllerburschen sing ich./ Der sein treues Lieb verlor.“

Hauff und die Folgen

Zeitkolorit und Märchentouren hat der jung verstorbene Wilhelm Hauff in seiner Erzählung „Das Wirtshaus im Spessart“ getroffen. Wahrscheinlich hat er das Waldgebirge Anfang Mai 1826 auf einer Reise nach Frankfurt kennengelernt: „Ich fand einen gar wunderbaren Wald, eine Schenke so recht zum Verweilen und Träumen, und in den Erzählungen der Reisegefährten geisterten wilde Gesellen, die mich neugierig machten und schreckten“. Zwei Wandergesellen landeten bei ihm abends in einer Waldspelunke, dem Unterschluß einer Räuberbande. Mit einer schönen Dame und einem edlen Räuberhauptmann, einem fränkischen Rinaldo Rinaldini, besteht der junge Goldschmiedegeselle eine waghalsige Maskerade. Ende gut, alles gut.

Als Vorbild des Hauffschen Wirtshauses wird gelegentlich noch immer das 1959 beim Autobahnbau abgebrochene Lokal bei Rohrbrunn genannt. Aber den Namen „Das Wirtshaus im Spessart“ hat es erst um 1930 von dem damaligen Pächter erhalten, der wohl auf literarisch gebildete Gäste spezialisierte. Bis dahin hatte das Gasthaus „Hochspessart“ geheißen. Die Poststation Rohrbrunn war zudem zu Hauffs Zeiten schon aufgegeben worden. Wahrscheinlich ist der Literat 1826 in der Poststation Hessenthal abgestiegen und hat sich dort von den letzten Spessartbanden aus napoleonischer Zeit erzählen lassen. Die „Post“ in Hessenthal gibt es heute noch.

1957 hat Kurt Hoffmann Hauffs Märchen- novelle als musikantische Räuberpistole frei nach der literarischen Vorlage verfilmt. Einer der Schauplätze war das Wasserschloß Mespelbrunn im Herzen des Spessarts. Der skeptische Schloßherr, ein Reichsgraf von Ingelheim, ließ sich erst mal das Drehbuch schicken, ehe er seine Erlaubnis zum Filmen gab. Seine Frau, die Reichsgräfin Gertrud, erinnerte sich beim Blättern im Gästebuch an die Schauspieler: Liselotte Pulver, Carlos Thompson, Rudolf Vogel, Kai Fischer, Hubert von Meyerinck. „Das waren alles ganz reizende Leute, und wir haben es fast bedauert, als die Dreharbeiten vorbei waren.“

Karl Leberecht Immermann, welcher verpflichtender Name, war einer der ganz weni-

gen Autoren, die im Spessart nicht nur den magisch durchfunkelten Waldesdom, seine Menschen nicht nur als Statisten einer fragwürdigen Idylle oder kolportagenhaften Moritat sahen. Zwar schilderte er Rohrbrunn mit seinem Alteichenrevier in dem Roman „Münchhausen“ noch so: „Es steht in einer völligen Einsamkeit, in der es rauscht, flüstert, schwirrt. Es wird von einzelnen Sonnenlichtern, grünlich gebrochen, wie Irrlichter umspielt. Große knorrige Baumwurzeln liegen wie Schlangen quer über den Weg, Hirschkäfer stehen wie Edelmilch im Moos ...“

Aber im Tagebuch seiner Fränkischen Reise notierte Immermann unterm 20. September 1837: „Nun habe ich den Spessart doch auch gesehen, von dem ich soviel gehört und von dem ich die wundersamsten Vorstellungen in meiner Jugend hatte ... Die Natur ist nicht, was man im Sinne der Touristen eine schöne zu nennen pflegt; aber sie ist eigentümlich, und das ist für mich ihre Schönheit. Nach ziemlich bedeutenden Höhen, an denen der rote Sandstein gebrochen wird, mit welchem sie alles bauen ... wird der Wald immer dichter und mächtiger ... Im Spessart sind die Leute sehr arm; sie mengen Heidekornmehl und Mehl von Kartoffeln untereinander und backen's, und das nennen sie Brot. Die Felder müssen sie mit hohen Planken umgeben; sonst frißt ihnen das Wild alles auf ... Mein alter Fuhrmann sagte mir, die Hirsche ständen bei Abend und am Morgen in großen Herden an der Straße.“

In Goldschnitt-Kitsch flüchtete 1843 Christian von Zedlitz mit seiner Versidylle „Das Waldfräulein“. Der Aschaffenburgische Guido Hartmann, selbst Autor kulturgeschichtlicher Bilder aus dem Spessart, merkte dazu an: „Für das Gedächtnis des waldentsprossenen Naturkinds sorgen am nachhaltigsten die Festredner. Meist nämlich fällt ihnen zum Preise unseres deutschen Waldkleinods nichts neueres ein, als die zum Überdruß zitierten Eingangverse: O Spessart, edler Forst, du bist/ Der Wälder Preis zu jeder Frist ...“. In dieser biedermeierlichen Reimerzählung bekommt das schöne Waldfräulein nach etlichen Irrungen und Wirrungen doch noch seinen Ritter Echter von Mespelbrunn: „Und als sie hier im Erker stehn/ Und nach des Spessarts

Waldgrund sehn./ Wie er im Frührot glüht
gemach –/ Da klappert laut der Storch vom
Dach.“

Ohne Liebeswirrsal, Intrigen, Kindsentführung und glücklich vereintes Paar kam auch Levin Schücking nicht aus. Der Verfasser kulturgeschichtlicher wie zeitkritischer Romane ist heute fast nur noch wegen seiner Romanze mit Annette von Droste-Hülshoff bekannt. 1870 hat Schücking in seinem Roman „Der Kampf im Spessart“ den Kleinkrieg nachgezeichnet, den Bauern, Forstknechte, Jäger und notabene, Wilderer hier den Franzosen geliefert haben, als diese nach der Niederlage bei Würzburg im September 1795 durch den Spessart zurückfluteten. Neben der Hauptfigur, dem Förster Wilderich, erscheint als geheimer Held der siegreiche Erzherzog Carl, der den Franzosen in einer breznigen Lage ein Schnippchen schlägt. Schückings Roman, in einem sauberen Genre-Realismus erzählt, läßt sich heute noch lesen.

Abgeschrieben aus Eichendorff

Ganz andere Töne schlug der Würzburger Max Dauthendey in seinem autobiographisch-vertraulichen Bänkelsang vom „Balzer auf der Balz“ an. Schwankend zwischen seiner skandinavisch-blonden „Frau Königin“ und der Jugendfreundin, der Malerin Gertraud Rostosky, dem verwirrend schwarzhaarigen „Mohrle“, hat sich der Dichter in die Trösteinsamkeit des Spessarts geflüchtet: „Bei meiner Stadt steht nämlich Wald./ Der ist schon mythologisch alt./ Wildschweine hausen hinter Eichen./ Wo Borsten sie an Rinde streichen./ Es rauchen Meiler still verstoßen./ Zum Bügeln macht man dort die Kohlen./ Still ist es wie in jedem Wald./ Und eingeschlafen ist man bald ...“

Auf Dauthendey's farbsatten, schwülen Poesien in dem Gedichtband „Ultraviolett“ spielte um 1900 ein anonymes „Moderner aus Berlin-W(est) im Gästebuch eines Spessart-Gasthofs an: „Da ich noch am Überschnappen/ Und schon Ultraviolett sah/ Und die Sonnenstrahlen hörte./ Schickte man mich in den Spessart./ Himmel, ist das eine Gegend!/ Diese faden Buchenwälder/ Und langweiligen Eichenhaie!/ Abgestandene Romantik –/ Ist ja direkt abgeschrieben/ Aus dem alten braven Josef/ Freiherren von Eichendorff ...“

Einfühlsam schilderte ein anderer Berliner, Kurt Tucholsky, 1927 die Szene in seinem Reisefeuilleton „Das Wirtshaus im Spessart“. Mit den beiden Freunden Karlchen und Jakopp landete er in Lichtenau, im Talgrund der Hafenlohr: „Dies ist eine alte Landschaft. Die gibt es gar nicht mehr; hier ist die Zeit stehengeblieben. Wenn Landschaft Musik macht: dies ist ein deutsches Streichquartett. Wie die hohen Bäume rauschen, ein tiefer Klang; so ernst sehen die Wege aus ... Die Steindachlinie des alten Hauses ist so streng – hier müßten altpreußische Reiter einreiten, etwa aus der Zeit Louis Ferdinands...“

Im Wasserrahmen des Mainvierecks rafft der Fluß das Waldgebirge blockhaft wuchtig. In seinem „Loblied auf den Main“ raunte der Aschaffenburgener Julius Maria Becker: „Wenn er den Spessart meilenweit umfließt/ gleich einer Wasserburg, die Düsternisse/ in Sälen schirmt, in Kammern aufbewahrt./ wird seine Schwermut schwerer noch, sein Gehen/ zum Stillstand beinah, wortlos Überredet/ von Waldgeheimnis, Ziwieltgeist und Sage./ Auf weiten Strecken war oft nicht ein Laut/ als der des Hahnschreis hinter vielen Hügeln:/ ein ferner Kirchturm schlug, kaum hörbar rollte/ das Gurgeln eines Wasserwirbels mit ...“

‘Verdunkelt und Verrückt’

– Die schwedische Steuerfahndung in Würzburg –

Mit der Zahlungsmoral war es in der frühen Neuzeit so eine Sache. Gewisse Personengruppen – voran Adlige, fürstliche Beamte, Geistliche, Ratsherren – pflegten auf Mahnschreiben des städtischen Finanzamts (‘Steuerstube’) zögerlich oder gar nicht zu reagieren. Solche Leute konnte man auch nicht so einfach zur Zahlung zwingen wie kleine Handwerker oder Kaufleute. Denen schickte man amtliche Exekutoren ins Haus, notfalls bewaffnete ‘Presser’. Das waren Soldaten, eigene oder von der Besatzungsmacht entlehene, die im Hause des Säumigen vollauf zu fressen und zu saufen begehren durften, bis die Steuerschuld beglichen war. Zu so brutalen Mitteln griff die Stadt Würzburg – mit Zustimmung des Landesherrn – allerdings erst in der allergrößten Geldnot kurz nach dem Westfälischen Frieden, als die erste schwedische Satisfaktionsmillion (Abfindung für Zeitsoldaten) bis Weihnachten 1648 auf den Tisch zu legen war.

Eine Ahnung härterer Zeiten kam aber schon einige Wahlperioden früher auf. Das war, als drei Jahre lang (Oktober 1631 – September 1634) eine schwedische Besatzung in der Stadt lag. Der oberste schwedische Steuerfahnder – ‘GeneralCommissariatsLeutnant’ lautete sein offizieller Titel – Abraham de la Faye, genannt von Schäftersberg, fand damals für die Vergehen der Steuerpflichtigen Worte, die noch heute geläufig sind: ‘verdunkelt’, ‘unterschlagen’, ‘entzogen’. Auch einige der Maßnahmen, die er vorschlug, muten modern an: Steuerstrafen, freiwillige Nachzahlungen.

Gleich die erste Steuerforderung der Schweden an die Stadt Würzburg war ein Hammer. Sie war aber vertraglich begründet, oder sagen wir: Resultat eines unter Druck geschlossenen Vergleichs. Achtzigtausend Reichstaler hatte sich die Stadt zu zahlen bereit erklärt, um eine hemmungslose Plünderung abzuwehren. Zu diesem Zeitpunkt – in der Nacht vom 3. auf den 4. Oktober alten

Kalenders – hielten die Schweden bereits die rechtsmainischen Stadtteile eng umzingelt, und die wenigen Verteidiger zogen sich auf den Frauenberg zurück. Viele wohlhabende Bürger folgten mit ihrem besten Hab und Gut. Vier Tage später wurde dort alles der stürmenden Soldateska zum Raub.

Die vereinbarte ‘Brandschatzung’ mußte trotzdem gezahlt werden. Der König von Schweden betrachtete Würzburg und bald das ganze Herzogtum Franken als seine rechtmäßige Kriegsbeute. Die gewöhnlichen Steuern mußten ab jetzt an ihn gezahlt werden und Kriegssondersteuern obendrein. Häuser und Güter, deren Eigentümer geflüchtet waren und sich nicht binnen kurzem wieder einstellten, galten als ‘kaduk’, d. h. dem Fiskus des neuen Landesherrn verfallen. In dieser Situation versuchte natürlich so mancher, etwas beiseitezubringen.

Auf der anderen Seite tat der dienstefrige Fahnder de la Faye sein Bestes, den Beiseiteschaffern auf die Schliche zu kommen. In seinem Bestreben, die Kasse des Königs zu füllen, sparte er auch schwarze Schafe im eigenen Lager nicht aus. Sein Angebot an den schwedischen Reichskanzler Axel Oxenstierna, auch gegen die Selbstbediener unter den Offizieren zu ermitteln, zeugt von großem und nicht ganz unbegründeten Vertrauen in die Rechtllichkeit des Kanzlers. Es zeugt aber auch von geringem Verständnis für die realen Möglichkeiten eines Feldherrn der damaligen Zeit. Weder Axel Oxenstierna noch Gustaf Horn noch König Gustav Adolf, weder Tilly noch Wallenstein noch auch Bayerfürst Maximilian fanden wirksame Mittel, Disziplin unter ihren Truppen zu halten. Zwei Fälle sind bekannt – aus Windsheim und aus Altdorf –, daß der König kleine Plünderer auf der Stelle hängen ließ. Die Großen ließ auch er laufen. Sein eigenes Recht auf ‘Kriegsraub und Beuten’ – unter den Juristen der damaligen Zeit durchaus umstritten, man vergleiche Hugo Grotius 1625